



Drehbuch „Das leere Sprechzimmer“ - Filmprojekt zur Erinnerungsarbeit der Deutschen Gesellschaft für Allgemeinmedizin und Familienmedizin (DEGAM)

S. Blumenthal

Ein Projekt
des Instituts für Allgemeinmedizin der Charité – Universitätsmedizin Berlin
und
der Deutschen Gesellschaft für Allgemeinmedizin und Familienmedizin (DEGAM)

Regie: Mario Spiegel
Filmproduktion: Titanfilm Berlin
Gefördert von der Stiftung Charité, mit Unterstützung des GeDenkOrt.Charité

STIFTUNG CHARITÉ



Impressum:

Institut für Allgemeinmedizin

Charité - Universitätsmedizin Berlin

Charitéplatz 1, 10117 Berlin

Tel.: 030 / 450 – 450 514 092

Fax: 030 / 450 – 450 514 932

allgemein.medizin@charite.de

<https://allgemeinmedizin.charite.de/>

Grußwort von Prof. Dr. med. Martin Scherer, DEGAM

Sehr geehrte Zuschauerinnen und Zuschauer, sehr geehrte Leserinnen und Leser, Erinnerungswarbeit ist keine Petitesse – weder für jeden einzelnen von uns, noch für die Deutsche Gesellschaft für Allgemeinmedizin und Familienmedizin (DEGAM), die als wissenschaftliche Fachgesellschaft über 7.600 Hausärztinnen und Hausärzte repräsentiert. Vielmehr empfinde ich es als besondere Verpflichtung und vornehmste Aufgabe der DEGAM, die Erinnerungskultur zu pflegen. „Das leere Sprechzimmer“ verdeutlicht eindrucksvoll und durchaus bedrückend, wie unsere Berufsgruppe vom und im Nationalsozialismus betroffen oder involviert war.

Ich danke Sandra Blumenthal, die dieses wichtige Projekt in das Präsidium der DEGAM getragen hat und die mit nimmermüdem Einsatz federführend dafür arbeitet. Ich danke zudem den anderen Beteiligten – dem Institut für Allgemeinmedizin der Charité, dem GeDenkOrt.Charité, der Stiftung Charité sowie Regie und Produktion – die dieses Projekt erst möglich gemacht haben. Ganz besonders hervorheben möchte ich die Schauspielerinnen und Schauspieler, die sich mit großem Engagement in die Texte vertieft haben und damit dazu beitragen, diesem Erinnerungsprojekt viel Authentizität zu verleihen.

Ich freue mich, dass „Das leere Sprechzimmer“ uns als Ausstellung und Gedenkort auch in den nächsten Jahren – von Kongress zu Kongress - begleiten wird und so immer wieder neue Schwerpunkte gesetzt und Zielgruppen erreicht werden können. Oder – wie es im Film so treffend gesagt wird: „Das leere Sprechzimmer. Nie wieder dürfen wir es zulassen, dass seine Türen geschlossen werden.“



Prof. Dr. med. Martin Scherer

Präsident der Deutschen Gesellschaft für Allgemeinmedizin und Familienmedizin (DEGAM)

Grußwort zum Start des Projekts „Das leere Sprechzimmer“ der DEGAM

Das von der Deutschen Gesellschaft für Allgemeinmedizin und Familienmedizin (DEGAM) initiierte Projekt „Das leere Sprechzimmer“ erinnert an die zur Zeit des Nationalsozialismus verfolgten niedergelassenen Ärzt*innen und ihre Patient*innen. Die Idee, auf dem jährlich stattfindenden Kongress für Allgemeinmedizin und Familienmedizin zu diesem Thema stets aufs Neue einen schlichten Raum zu einem temporären Gedenkort umzugestalten, ist bestechend einfach und vielleicht gerade deshalb so überzeugend! Die nun vorliegenden Kurzfilme führen den Zuschauer*innen in Szenen vor Augen, auf welche Weise die Nationalsozialisten jüdische oder politisch missliebige Ärzt*innen und ihre Patient*innen ausgrenzten, entrechteten, in die Emigration zwangen oder sogar ermordeten.

Als angewandte Wissenschaft vom Menschen steht die Medizin grundsätzlich in einer besonderen Weise in Verantwortung. Mit dem 2013 gestarteten Projekt „GeDenkOrt.Charité – Wissenschaft in Verantwortung“ wurde auf dem historischen Campus der Charité in Berlin-Mitte ein Ort des Innehaltens und der Information geschaffen. Eine Dauerausstellung zur Charité im Nationalsozialismus regt dazu an, sich am authentischen Ort mit den Medizinverbrechen der Nationalsozialisten und den Gefährdungen der modernen Medizin zu beschäftigen. Der „Erinnerungsweg REMEMBER“ mit mehreren auf dem Klinikgelände verteilten Stationen verbindet analoge Gedenkskulpturen (Stelen) mit interaktiver Videokunst: Über eine eigens entwickelte App können die schweigenden Erinnerungsorte zum Leben erweckt werden.

Abschließend der Wunsch: Dass sich in den nächsten Jahren viele Kolleg*innen mit der Botschaft des „leeren Sprechzimmers“ auseinandersetzen, Erinnerungsorte wie den „GeDenkOrt.Charité“ besuchen und in ihrem Alltag entschieden gegen jede Form der Diskriminierung, des Antisemitismus und des Rassismus eintreten! Wir können die Geschichte nicht ändern, aber wir sollten aus ihr lernen!

Dr. Benjamin Kuntz

*Leiter der Geschäftsstelle des Projekts „GeDenkOrt.Charité – Wissenschaft in Verantwortung“
der Charité – Universitätsmedizin Berlin*

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

Ausgrenzung und Vertreibung von jüdischen Ärztinnen und Ärzten zwischen 1933 und 1945 wurde sowohl in der ambulanten Versorgung als auch an Universitäten praktiziert.

Ausgangspunkt für das gemeinsame Filmprojekt, dessen Drehbuch Sie in den Händen halten, war der europäische Kongress der Allgemeinmedizin (WONCA), der mit über 1500 Teilnehmern virtuell im Dezember 2020 in Berlin stattgefunden hat. In einem der sehr gut besuchten Vorträge vermochte die Medizinhistorikerin Rebekka Schwoch viele Zuhörer in das Schicksal der Vertreibung einzuführen. Sandra Blumenthal regte an, zukünftig die Erinnerungskultur um Ausgrenzung und Vertreibung in der akademischen Allgemeinmedizin zu etablieren.

Ihr Drehbuch ist Grundlage für die Produktion von sechs Kurzfilmen, die im Juni 2021 in Berlin realisiert wurden. Ärztliche Zeitzeugen werden durch das Verlesen ihrer Erinnerungen gewürdigt. Über die DESAM Nachwuchsakademie fanden sich Ärztinnen und Ärzte in Weiterbildung Allgemeinmedizin, die sich für das Projekt begeisterten.

Dieser jungen Ärztegeneration war die Zeit des Faschismus bestenfalls durch Narrative der Großeltern, durch Geschichtsbücher oder die Schule bekannt. Die Personen hinter den abgedruckten Texten erfuhren dennoch durch die schauspielerische Leistung der Mitwirkenden einen ganz persönlichen Ausdruck.

Wir wissen, dass viele ärztliche Amtsträger an der Vertreibung mitwirkten und auch Kolleginnen und Kollegen mit Abwarten, stiller Billigung oder mit Wegschauen reagierten. Gerade in der heutigen Zeit, in der Ausgrenzung von Minderheiten und Fragmentierung von Gesellschaft an Bedeutung zunehmen, braucht es Sensibilität für schleichende Veränderungen und ein starkes historisches Bewusstsein.

Es ist zu wünschen, dass zukünftig weitere Projekte die Erinnerungsarbeit gegen das Vergessen, Verdrängen oder Verharmlosen der NS-Zeit aufgreifen.

Mein ganz besonderer Dank gilt Dr. med. Sandra Blumenthal, ohne die dieses Projekt nicht realisiert worden wäre.



Prof. Dr. med. Christoph Heintze, Institut für Allgemeinmedizin und Familienmedizin, Charité -Universitätsmedizin Berlin

INNEN - SPRECHZIMMER - Hertha Nathorff

Anna T.

Aus „Das Tagebuch der Hertha Nathorff. Berlin-New York. Aufzeichnungen 1933 bis 1945.“ Ein Zeugnis jüdischen Alltags aus Sicht einer niedergelassenen Berliner Ärztin, herausgegeben von Wolfgang Benz, erschienen im Fischer-Verlag [1]:

„30. Januar 1933. Hitler - Reichskanzler. Alle Leute sind erfüllt davon, meine Patienten reden von nichts anderem. Viele sind erfüllt von Freude, viele machen besorgte Gesichter. Einig sind sich alle in den Worten: „Nun wird es anders“. Ich aber, feinhörig wie ich bin, ich höre, wie sie an ihn glauben, glauben wollen, bereit, ihm zu dienen und mir ist, als hörte ich ein Blatt der Weltgeschichte umwenden, ein Blatt in einem Buche, dessen folgende Seiten mit wüstem und wirrem unheilvollem Gekritzel beschrieben sein werden. [...]

21. Mai 1938. Trauung von G. von X. Ich war dort, ich mußte hingehen. „Ohne sie heirate ich nicht“, hat sie mir gestern noch einmal gesagt. [...] Seit vielen Jahren bin ich Ärztin in der Familie, Ärztin und Vertraute, aber wie lange darf ich es noch sein? Noch wenige Wochen und ich darf nur noch Juden behandeln! Die arischen Patienten haben sie nur auf diese Weise von uns lösen können, sie verbieten, sie zu behandeln. Stück für Stück haben sie mit sadistischer Grausamkeit uns nun genommen, nun kommt bald das letzte.“ [1]

INNEN - SPRECHZIMMER - Das Projekt

Melanie W.

Das Sprechzimmer, das Sie hinter mir sehen, ist leer. Es wurde verlassen. Nein, das ist nicht ganz richtig: Menschen, die sich in diesem Sprechzimmer Tag für Tag begegneten - die Sorgen und Nöte in diesem Raum teilten; die sich gegenseitig berührten, einander zu hörten, die sich vertrauten. Menschen, denen in diesem Raum geholfen wurde, die Trost und medizinischer Hilfe bedurften und die sie hier erhielten, ihnen wurde der Zugang zu diesem Sprechzimmer aus sogenannten rassistischen, eugenischen oder auch politischen Gründen verwehrt. Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Deutschland im Januar 1933 wurden aus hausärztlichen Sprechzimmern im Deutschen Reich und seit 1939 über die deutschen Grenzen hinaus, Schritt für Schritt Ärztinnen und Ärzte, Patientinnen und Patienten und Sprechstundenhilfen verdrängt und vertrieben. Über Jahre gewachsene, vertrauensvolle Arzt-Patienten-Beziehungen wurden zerstört. Sie waren verboten, unerwünscht.

Ärzte und Ärztinnen, Patientinnen und Patienten verschwanden aus den Praxen. Sie durften oder konnten sie nicht mehr betreten. Sie erschienen plötzlich nicht mehr. Praxisschilder wurden demontiert, Karteikarten geschlossen. Viele, nein zahllose dieser Ausgeschlossenen wurden später in den Konzentrationslagern oder als Patientinnen und Patienten im Rahmen der sogenannten Euthanasie ermordet - andere starben auf dem Weg dorthin, auf der Flucht oder im Untergrund. Manche töteten sich selbst aus Verzweiflung. Sie alle erlebten Terror und Unterdrückung in einem unvorstellbaren Ausmaß. Die Deutsche Gesellschaft für Allgemeinmedizin und Familienmedizin hat im Jahr 2020 „Das leere Sprechzimmer“ als Gedenkort für all jene Opfer des Nationalsozialismus ins Leben gerufen. Das

„leere Sprechzimmer“, das Sie hinter mir sehen, ist eine Wanderausstellung, die uns hoffentlich noch viele Jahre auf unseren wissenschaftlichen Fachkongressen begleiten wird. In jedem Jahr, mit jedem neuen Kongress werden wir einen anderen Schwerpunkt für dieses Sprechzimmer wählen. Für den DEGAM-Kongress 2021 in Lübeck stellen wir jüdische Hausärztinnen und Hausärzte in den Mittelpunkt. Stellvertretend für viele andere möchten wir an sie mit ihren Geschichten, zum Teil in ihren eigenen Worten erinnern.

Das leere Sprechzimmer. Nie wieder dürfen wir es zulassen, dass seine Türen geschlossen werden.

INNEN - SPRECHZIMMER - Entzug der Kassenzulassung

Melanie W.

Am 1. April 1933 waren acht- bis neuntausend jüdische Ärztinnen und Ärzte im Deutschen Reich tätig [2]. Nach dem 22. April 1933 wurde ihnen und politisch unliebsamen Ärzten und Ärztinnen schrittweise die Kassenzulassung bis 1938 entzogen - oder nur noch unter sehr strengen Auflagen erlaubt [3,4]. Doch nicht nur jüdische Ärztinnen und Ärzte wurden aus ihren Sprechzimmern vertrieben - auch ihren nicht-jüdischen Ehepartnern und verheirateten Hausärztinnen, deren Ehemänner die Familie allein ernähren konnten, war eine Tätigkeit in der Kassenpraxis nicht mehr erlaubt [4]. Der Entzug der Kassenzulassung erfolgte für die praktischen Ärztinnen und Ärzte schrittweise. Zu Beginn gab es Ausnahmen: Hierzu gehörte eine Tätigkeit als Soldat oder als Ärztin oder Arzt im Seuchenlazarett im Ersten Weltkrieg [4,5]. Doch die Kassenärztliche Vereinigung Berlin beispielsweise bemühte sich, Ausnahmeregelungen möglichst zu Ungunsten der Betroffenen auszulegen [4]. Bis zum Frühjahr 1934 verloren so etwa 2000 Kassenärztinnen und -ärzte ihre Zulassung [5]. Die Wirtschaftshilfe der jüdischen Gemeinde in Berlin stellte schon 1933 fest, dass sich 2000 Ärztinnen und Ärzte in einer ersten finanziellen Notlage befänden. Nach Schätzungen nahmen sich etwa 5% von ihnen das Leben [2]. Ziel der Nationalsozialisten war es, die freigewordenen Sitze mit nationalsozialistisch gesinnten, „arischen“ Jungärzten zu besetzen [4]. Bei der Verdrängung aus der eigenen Praxis blieb es jedoch nicht: Den jüdischen Ärzten und Ärztinnen wurde die Approbation am 30. September 1938 entzogen [2,4].

Anna T.

Aus dem Tagebuch der Berliner Ärztin Hertha Nathorff:

„30. Juni 1933. Die letzte Kassen-Sprechstunde. Ich habe tapfer durchgehalten. Meine Wohnung gleicht einem blühenden Garten. Abschiedsblumen. Wie ist das, sein eigenes Begräbnis zu erleben! Wie viele Kollegen mögen heute das Gleiche empfinden. Meine Sprechstundenhilfe ist ganz aufgelöst vor Kummer. „Die arme Frau Doktor“. Nun sitze ich am gewohnten Platz, ich schließe mein Kassenbuch ab. Morgen werde ich die Stempel ins Ärztehaus tragen. „Da neigt die stolze Frau ihr Haupt und weinte bitterlich.“ [1]

Sandra B. [mit BUCH]

Aus dem Gedenkbuch „Berliner jüdische Kassenärzte und ihr Schicksal im Nationalsozialismus“, herausgegeben von Rebekka Schwoch, erschienen im Verlag Hentrich & Hentrich:

Dr. med. Fritz J. Gottschalk, geboren am 11.8.1890 in Magdeburg-Neustadt. Approbation: 1917. Tätigkeit: Allgemeinpraktiker in Berlin. Entzug der Kassenzulassung am 1.7.1933. Verheiratet mit der Nicht-Jüdin Margarete Gottschalk. Krankenbehandler. Gestorben am 23.1.1955 in Berlin.

Dr. med. Johannes (John) Blumenheim. Geboren am 08.03.1895 in Schlawe, Pommern. Approbation: 1922. Entzug der Kassenzulassung im August 1937. Allgemeinpraktiker in Liegnitz, seit 1937 weder Privat- noch Kassenpraxis. Deportationsstationen über Dachau, Sachsenhausen nach Buchenwald. Gestorben am 25.07.1941 in Buchenwald, Konzentrationslager.

Dr. med. Elisabeth Eylenburg, geborene Marcuse. Geboren am 09.08.1894 in Köln am Rhein. Approbation 1919. Allgemeinpraktikerin in Berlin. Entzug der Kassenzulassung am 6.10.1938. Gestorben in Auschwitz, Vernichtungslager (verschollen)

Dr. med. Gabriel Heimansohn, geboren am 28.07.1877 in Herrnsdorf/Schlesien. Approbation 20.6.1903. Entzug der Kassenzulassung am 09.12.1938. Seit 1903 Allgemeinpraktiker, Schularzt in Berlin Lichtenberg. 1939 Krankenbehandler. Gestorben am 2.3.1943 in Berlin (Suizid) [6]

INNEN - SPRECHZIMMER - „Auf Veranlassung eines ärztlichen Kollegen...“

Melanie W.

Hausärztinnen und Hausärzte waren jedoch keinesfalls nur Opfer der nationalsozialistischen Politik. Im Jahr 1937 gehörten 45% aller deutschen Ärztinnen und Ärzte der nationalsozialistischen Partei an [7]. Der prozentuale Anteil war damit deutlich höher als in anderen akademischen Berufen. Ärztinnen und Ärzte unterstützten den nationalsozialistischen Terror und beteiligten sich direkt und indirekt an Gräueltaten. Viele von ihnen profitierten von den menschenverachtenden Handlungen des Regimes, beispielsweise durch freigewordene Kassensitze, günstige Wohnungen oder Praxiseinrichtungen, die sie durch Notverkäufe jüdischer Kollegen zu Schleuderpreisen erhielten [5]. Nur wenige Ärztinnen und Ärzte widersetzten sich, nicht wenige trieben den Ausschluss ihrer jüdischen Kolleginnen und Kollegen aktiv voran [4].

Christoph H.

Aus dem Berliner Gedenkbuch der jüdischen Kassenärzte im Nationalsozialismus, herausgegeben von Rebekka Schwoch:

Dr. med. Richard Siegfried Wolf, geboren am 26.5.1891 in Herford/Ostwestfalen, gestorben am 6.8.1956 in Rochester/New York. Seit 1922 Allgemeinpraktiker in Berlin-Lichtenrade. Dr. Wolf wurde als Frontkämpfer anerkannt und konnte seine Kassenzulassung vorerst behalten. Der Vertrauensarzt der AOK, Dr. Otto Gleis, versuchte ihn jedoch in seiner Kassenarztstätigkeit zu behindern, indem er Dr. Wolfs Patienten erklärte, sie sollen sich von einem anderen Arzt behandeln lassen, da Dr. Wolf Jude sei. „So erklärte Gleis einem Patienten von Wolf: „Er wolle den Namen dieses Arztes nicht mehr als Unterschrift sehen. Juden hätten hier garnichts

(sic!) zu suchen und sollten nach Palestina (sic!) auswandern. Es gäbe genug andere Ärzte in Lichtenrade.“ Einige Patienten wechselten daraufhin zu einem anderen Arzt, da sie Nachteile für ihre weitere Behandlung fürchteten. [6]

Angela S.

Aus „Anpassung und Ausschaltung. Die Berliner Kassenärztliche Vereinigung im Nationalsozialismus von Judith Hahn und Rebekka Schwach, erschienen im Verlag Hentrich & Hentrich:

Dr. Johanna Lewy-Hirsch, geboren am 5. August 1877 in Schildberg/Posen. Im Mai 1909 erhielt sie ihre Approbation und eröffnete im September des gleichen Jahres eine allgemeinmedizinische Praxis in Berlin. 1933 wurde ihr wegen „nichtarischer“ Abstammung die Zulassung entzogen. Sie legte Beschwerde ein, da sie bereits vor dem Ersten Weltkrieg in Berlin niedergelassen war. Das Reichsarbeitsministerium erteilte ihr am 22. August 1933 eine Ausnahmegenehmigung für ihre Kassenpraxis. Die Berliner KV entzog ihr daraufhin erneut die Zulassung - wegen „kommunistischer Betätigung“. Dr. Lewy-Hirsch war im Verein sozialistischer Ärzte Mitglied gewesen. Ein Widerspruch war chancenlos. [4]

Anna T.

Aus dem Tagebuch der Berliner Ärztin Hertha Nathorff:

„2. November 1938. Ich esse nicht, ich schlafe nicht, ich habe immer das Gefühl von Sterben und Untergang, mir fehlt mein Beruf, daran gehe ich zugrunde. Die Patienten verübeln es mir, daß ich sie nicht heimlich weiter behandle. Ich kann nicht, ich habe mich noch nie gegen ein Gesetz vergangen - [...]. Ich lerne jetzt Handschuhe nähen, ich versuche umzuschichten. [...] Im Kurs ist eine Kollegenfrau aus einem Vorort, ihr Mann ist eingesperrt, „zu seinem Schutz“ haben sie gesagt. Ihre Wohnung haben sie demoliert, ihr Auto ihnen weggenommen, wohl alles auf Veranlassung eines benachbarten Nazikollegen, weil die Patienten doch immer wieder von dem Juden besser behandelt worden zu sein erklärten.“ [1]

INNEN - SPRECHZIMMER - „Zur ärztlichen Behandlung ausschließlich von Juden berechtigt...“

Melanie W.

Ein weiterer tiefer Einschnitt in das Leben der jüdischen Ärztinnen und Ärzte war der Entzug der Approbation mit der Vierten Verordnung zum Reichsbürgergesetz [2,5]. Ab dem 30. September 1938 war es nur noch sehr wenigen, ausgewählten jüdischen praktischen Ärztinnen und Ärzten möglich, als sogenannte „Krankenbehandler“ zu arbeiten [5]. Ein diffamierender Begriff mit dem die Nazis das Wort „Arzt“ in Zusammenhang mit den jüdischen Medizinern und Medizinerinnen umgehen wollten. Jüdische Ärztinnen und Ärzte durften und sollten nicht mehr als solche von der Bevölkerung wahrgenommen werden - was für ein perfider Schritt.

Meinert E. [mit BUCH, stehend]

Aus Rebekka Schwochs „Jüdische Ärzte als Krankenbehandler in Berlin zwischen 1938 und 1945“, erschienen im Mabuse Verlag:

„Auf Vorschlag der Reichsärztekammer: „[...] gestatte ich Ihnen gemäß §2 der Vierten Verordnung vom Reichsbürgergesetz vom 25. Juli 1938 widerruflich die Ausübung des Arztberufes:

[...] Sie haben sich vor der Aufnahme Ihrer Tätigkeit und später bei jedem Wohnungswechsel beim Gesundheitsamt und dem von der Reichsärztekammer bestellten Beauftragten für Juden persönlich oder schriftlich an- und abzumelden und dabei diese Genehmigungsurkunde vorzulegen. [...] Sie dürfen sich weder als Arzt bezeichnen noch artähnliche Bezeichnungen (z.B. Sanitätsrat usw.) führen. [...] Sie haben ein Schild zu führen, das auf blauem Grund einen gelben Kreis mit blauem Davidstern zeigt. Dieses Zeichen ist auf Rezepten, Briefbogen usw. zu

führen, auf dem Schild und den genannten Papieren ist außerdem der Vermerk: „Zur ärztlichen Behandlung ausschließlich von Juden berechtigt.“ deutlich sichtbar anzubringen.“ [5]

Melanie W.

Für jüdische Menschen war das Sprechzimmer sogenannter „arischer“ Hausärztinnen und Hausärzte verschlossen. Sie waren auf jüdische Ärztinnen und Ärzte angewiesen. Die Anzahl dieser von den Nationalsozialisten nur noch als „Krankenbehandler“ bezeichneten Ärztinnen und Ärzte wurde bewusst zu klein gehalten. Nur noch 709 von ihnen waren nach 1938 für die medizinische Versorgung der durch Zwangsarbeit und schlechte Ernährung geschwächten jüdischen Bevölkerung zugelassen [2]. Ein Arzt oder eine Ärztin sollte 1200 jüdische Menschen versorgen; der normalerweise übliche Schlüssel lag bei 1:600 [2]. In Berlin gab es mit 351 die größte Anzahl an zugelassenen jüdischen Ärztinnen und Ärzte, die weiterhin tätig sein konnten - von ihnen waren 187 als Allgemeinpraktiker tätig [5]. Es waren viel zu wenige Ärztinnen und Ärzte, um die verbliebene jüdische Bevölkerung ausreichend zu versorgen. Doch sie taten ihr Möglichstes, um ihre Patientinnen und Patienten in dieser furchtbaren Zeit zu unterstützen.

Sandra B. [mit BUCH]

Aus Rebekka Schwochs „Jüdische Ärzte als Krankenbehandler in Berlin zwischen 1938 und 1945“:

Dr. med. Erich Kurt Bragenheim, geboren am 21.6.1896 in Bromberg/Kujawien-Pommern (heute Bydgoszcz), gestorben 1944 in Auschwitz, Vernichtungslager. Seit 1925 als Allgemeinpraktiker mit eigener Praxis in Berlin tätig, 1933 und 1935 Besitzer einer Privatklinik. Seine Ehefrau Irmgard Johanna

Bragenheim schrieb 1953 in der Entschädigungsakte ihres Mannes: „[...] er wurde Sternträger, seine Praxis wurde eingeschränkt, die Klinik geschlossen und mein Mann als Krankenbehandler nach Polen in ein Seuchenlager geschickt, wo er in dürftigen Verhältnissen lebte, bis er an Flecktyphus erkrankte. Mein Mann hat sich immer als Deutscher gefühlt, hatte den Krieg 1914-1918 mitgemacht, wofür er mit dem EK I.¹ ausgezeichnet wurde, er war in französischer Gefangenschaft und glaubte sich dadurch vor dem Ärgsten bewahrt zu wissen. Doch auch er musste wie viele andere den schweren Weg zu Ende gehen. Vom Typhus kaum genesen, musste er nach Theresienstadt in die Deportation.“ [5]. Am 19.10.1944 erfolgte die Deportation nach Auschwitz, das genaue Todesdatum von Dr. Bragenheim ist nicht bekannt [5].

¹ Anmerkung: Die Abkürzung „EK I.“ steht für das Eiserne Kreuz erster Klasse.

INNEN - SPRECHZIMMER - Exil und Tod

Melanie W.

Die Nationalsozialisten ermordeten, verfolgten und vertrieben praktische Ärztinnen und Ärzte und ihre Familien aus politischen und sogenannten rassistischen Motiven. Viele von ihnen starben. Nach Schätzungen gelang jedoch fünf- bis sechstausend die Flucht ins Exil [2]. Doch auch für jene, die sich ins Ausland retten konnten, änderte sich das Leben in unvorstellbarer Weise.

Christoph H.

Aus dem Gedenkbuch der Berliner jüdischen Kassenärzte im Nationalsozialismus, herausgegeben von Rebekka Schwoch:

Dr. med. Edith Dorothea Goldschmidt, geboren am 06.11.1897 in Bischofswerder/Westpreußen, gestorben am 14.1.1966 in Tel Aviv, Israel. Approbation 1923. Tätigkeit als Allgemeinpraktikerin in Berlin. Entzug der Kassenzulassung am 3.10.1933. 1933 Eisverkäuferin in Rotterdam/Niederlande, 1946 Damenschneiderin in Tel Aviv/Palästina. [6]

Angela S.

Dr. med. Ernst Boschwitz, geboren am 13.12.1882 in Oberglogau, Oberschlesien, gestorben in Petach Tikvah, Palästina am 1. Mai 1945. Tätigkeiten: 24.8.1912 Allgemeinpraktiker mit eigener Praxis in Berlin-Friedenau, Kaiserallee 69, 1939 „Unsettled General Practitioner“ in Großbritannien, 1940 Arzt in Palästina. Seine Tochter, Lore Dominsky, erinnert sich: „[...] Von London kam ich mit meinen Eltern ziemlich mittellos nach Palästina. 1942 hatten wir eine bescheidene Wohnung in Petach Tikvah. Da die Quote für Ärzte sehr überfüllt war, bekam mein Vater erst 1943/1944 die Erlaubnis, d.h. zum größten Teil nur Vertretungen für die Krankenkasse und Nachtbesuche in der Umgebung, wobei der „Lastwagenchauffeur“, der ihn fuhr, das Doppelte erhielt. Wer hatte damals schon ein Auto? Mein Vater ist plötzlich infolge Aufregungen am 1. Mai 1945 gestorben, mit 62 Jahren.“ [6]

Meinert E.

Dr. med. Kurt Jacob, geboren am 08.1.1899 in Köln, gestorben am 8.10.1977 im Kibbuz Maagan Michel, Israel, Entzug der Kassenzulassung am 9.12.1938. Verheiratet mit Dr. med. Margot Jacob, geboren am 4.4.1899 in Speicher in der Eifel, gestorben am 30.8.1990 im Kibbuz Maagan Michel, Israel. Entzug der Kassenzulassung am 16.7.1934. Die fünfköpfige Familie hat sich nach Israel/Palästina retten können. Sohn Rafael erinnert sich an die Schwierigkeiten der Emigration: „Die Nazis haben 6 Millionen Menschen umgebracht, oder besser gesagt: ermordet. Aber Menschen wie meinen Eltern wurde das ganze Leben zerstört, und das waren auch ein paar Millionen. Stellen Sie sich vor - im Alter von 40 Jahren alles aufgeben, Sprache, Kultur, Klima, Gerüche, und noch vieles mehr. Das war für viele so wie ein Tod, obwohl sie ja weiterlebten.“ [6]

Literatur:

1. Nathorff H. Das Tagebuch der Hertha Nathorff. Berlin - New York. Aufzeichnungen von 1933 bis 1945. Herausgegeben und eingeleitet von Wolfgang Benz. Frankfurt am Main: Fischer Verlag, 1989.
 2. C. Pross C, Winau R (Hrsg.). Nicht mißhandeln. Das Krankenhaus Moabit. Berlin: Edition Hentrich im Verlag Frölich und Kaufmann, 1984.
 3. Gerst T. Vor 80 Jahren: Ausschluss jüdischer Ärzte aus der Kassenpraxis. Dtsch Arztebl 2013; 110(16): A-770 / B-671 / C-671.
 4. Hahn J, Schwoch R. Anpassung und Ausschaltung. Die Berliner Kassenärztliche Vereinigung im Nationalsozialismus. Berlin: Hentrich & Hentrich, 2009.
 5. Schwoch R. Jüdische Ärzte als Krankenbehandler in Berlin zwischen 1938 und 1945. Frankfurt am Main: Mabuse Verlag, 2018.
 6. Schwoch R (Hrsg.) Berliner jüdische Kassenärzte und ihr Schicksal im Nationalsozialismus. Ein Gedenkbuch. Berlin und Teetz: Hentrich & Hentrich Verlag, 2009.
 7. Jütte R, Eckart WU, Schmuhl HW, Süß W. Medizin und Nationalsozialismus. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Göttingen: Wallstein Verlag, 2011.
- Wichtige Anregungen für dieses Drehbuch lieferte auch: Jacob R, Federspiel R. Jüdische Ärzte in Schöneberg. Topographie einer Vertreibung. Reihe: Frag doch! Geschichte konkret. Bd.2. Berlin und Teetz: Hentrich & Hentrich Verlag, 2012.

Danksagung

Dieses Projekt ist eine Arbeit von vielen. Alle Beteiligten haben sich mit großem Einsatz und Herzblut, teilweise in ihrer Freizeit für die filmische Umsetzung dieser Idee engagiert. In der Vorbereitungsphase, vor allem aber während der praktischen Umsetzung haben wir miteinander zum Thema Allgemeinmedizin im Nationalsozialismus, zu Flucht, Verfolgung und Vertreibung jüdischer praktischer Ärzt:innen, sowie ethischen Grenzüberschreitungen gestern und heute und unseren persönlichen Bezügen zu diesem Thema intensive Gespräche geführt. Wir haben auch über aktuelle Themen wie Ausgrenzung und Kommerzialisierung in der Allgemeinmedizin diskutiert – und damit die Idee einer Installation, die eben solche Gespräche befördern soll, mit Leben gefüllt. Wir möchten uns bei allen an diesem Projekt Beteiligten ausdrücklich bedanken – oft wurden wir von dem Ausmaß Eurer/Ihrer Unterstützung und dem persönlichen Einsatz aufs Positivste überrascht. Im Folgenden möchten wir uns bei einigen im Besonderen bedanken.

Zuallererst bedanken wir uns bei der Stiftung Charité für die Bewilligung der beantragten Fördermittel, die dieses Projekt ermöglicht haben. Die Umwidmung dieser Bewilligung in ein Filmprojekt war, nachdem die Pandemie eine geplante Ausstellung im Jahr 2020 verhindert hatte, nicht selbstverständlich.

Den Vertreter:innen der DEGAM, und hier insbesondere Martin Scherer und Erika Baum, ist zu danken, dass sie die Idee einer Dauerausstellung zu dem Themenkomplex von der ersten Minute an unterstützt haben. Das Präsidium der DEGAM unterstützte unkompliziert und einstimmig das Projekt. Die DEGAM-Geschäftsstelle half bei allen aufkommenden „Herausforderungen“.

Ohne das Entgegenkommen der Produktionsfirma TITANFILM mit Mario Spiegel und seinem Team (Sally, Alex und Phillip) in allen finanziellen Fragen, ihr Engagement beim Drehen und die vielen kreativen Ideen zur Umsetzung im Vorfeld, wäre der Film – aufgeteilt in sechs Kurzfilme - ein anderer geworden.

Unsere engagierten Schauspieler:innen aus der DESAM-Nachwuchsakademie Melanie Wolf, Anna Teegelbeekers und Meinert Ehm waren das Herzstück dieser Kurzfilme: Sie belebten die Umsetzung des Drehbuchs und gaben den Texten „ihr Gesicht“. Ohne die Organisation von Anke Schmid aus der DESAM-Nachwuchsakademie hätten wir uns nicht gefunden.

Die Medizinhistoriker:innen Rebekka Schwoch, Judith Hahn und Florian Bruns unterstützten durch ihre konstruktiven und hilfreichen Hinweise unser Drehbuch. Rebekka Schwoch und Judith Hahn sei an dieser Stelle für ihre umfangreichen medizinhistorischen Arbeiten auf diesem Gebiet gedankt. Wir freuen uns sehr auf eine Fortsetzung unserer Gespräche – und hoffentlich weitere gemeinsame Kooperationen.

Thomas Beddies und Volker Hess vom Institut für Geschichte der Medizin und Ethik in der Medizin an der Charité sowie Benjamin Kuntz vom GeDenkOrt.Charité danken wir herzlich für ihre unkomplizierte und fortlaufende Unterstützung und die Möglichkeit, den institutseigenen Seminarraum für Dreharbeiten zu nutzen.

Dank der Verlage Hentrich & Hentrich, Mabuse und dem Fischer Verlag konnten wir die Texte aus den bei ihnen erschienen Büchern nutzen. Dank auch dafür!

Erst die Exponate, Spenden und Leihgaben der Familien Claus (Grebenstein) und Müller (Berlin) ließen den Eindruck eines historischen Sprechzimmers vor der Kamera entstehen.

Alexandra Bredigkeit von der Unternehmenskommunikation der Charité verdanken wir die Drehgenehmigung am Campus in Dahlem.

Marion Hargarten vom Institut für hausärztliche Fortbildung (IhF) unterstützte bei der Erstellung eines verantwortungsbewussten Hygienekonzeptes in Pandemiezeiten für diesen Drehort.

Wir möchten auch Thomas Kötter für die Anregung und Ermutigung, aus dem „leeren Sprechzimmer“ einen Film zu machen, danken.

Wir freuen uns, mit Unterstützung des DEGAM-Kongressteams (und hier v.a. Katja Götz), den Film im Rahmen eines Symposiums auf dem DEGAM-Kongress in Lübeck präsentieren zu dürfen.

Abschließend möchten wir uns bei allen Mitarbeiter:innen des Berliner Instituts für Allgemeinmedizin für ihre Unterstützung bedanken, insbesondere bei Anja Paulsen-Stock, ohne deren Organisation und Beharrlichkeit dieses Projekt nicht möglich gewesen wäre.

Christoph Heintze und Sandra Blumenthal



www.charite.de